

Der Amerikaner

Autor(en): **Niggli, Martha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 18

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639402>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 18
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
30. April
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Blütentraum.

Von Irma Linberg.

So atemlos steht Busch und Baum,
Die Welt träumt ihren Blütentraum
In wonnevollem Schweigen . . .
Schau, wie im tiefen Wiesengrund
Die Blumen sich mit zartem Mund
Leicht zueinander neigen.

Was flüstern sie im stillen Tal? —
Von einem goldenen Sonnenstrahl,
Der jüngst vorbeigegangen;
Von einem weißen Schmetterling,
Der sich im hohen Gras versing,
Von kleinen grünen Schlangen?

Von einem Eidechselein gar flink,
Von einem muntren Zwitscherfink,
Und von dem leisen Tönen,
Das aus der Luft herniederklingt,
Wo jubelnd eine Lerche singt
Von all dem Wunderschönen? . . .

Geh leise, leise durch die Welt
Und lausche, was dir Wald und Feld
Für ein Geheimnis sagen;

So atemlos steht Busch und Baum,
Die Welt träumt ihren Blütentraum
In diesen Frühlingstagen.

Der Amerikaner.

Von Martha Riggi.

Die kleine Hand der jungen Frau griff wahllos in den großen, weit geöffneten Kleiderschrank und zog aus der Fülle der Roben instinktiv ein schwarzes, weich fließendes Seidenkleid heraus. Sie warf sich das zarte Gewebe mit einer raschen Bewegung über, fixierte ihr Gesicht im Spiegel, das eine interessante Blässe und einige Spuren von Tränen zeigte, setzte ein passendes Hütchen, das die Form eines Helms aus Stroh hatte, auf und rief dann nach dem Mädchen. Sie sagte, sie hätte ganz plötzlich eine Reise zu machen und das Mädchen möchte unterdessen den Herrn versorgen. Damit raffte sie ihr Täschchen auf und eilte die Treppe hinunter. Sonderbarerweise, wie das oft im Leben geschieht, stand gerade an der nächsten Ecke die Straßenbahn bereit, die nach der Stadt hineinführte. Das Schicksal gab ihr also recht, sonst käme es ihr nicht so offenkundig zu Hilfe, denn vorhin, als sie in ihrem Täschchen nachsah, hatte sie zugleich auch bemerkt, daß sich noch eine bedeutende Summe Geldes darin befand. Irgendeine Voraussicht mußte also über ihrem Tun walten, denn ebenjogut hätte sie bei den letzten Einkäufen auch den letzten Heller ausgeben können, wie es ihr oft vorkam, und dann wäre sie jetzt mit leeren Händen dagestanden. Sie eilte also in die Halle des Hauptbahnhofes hinein und sah nach, was für Züge gerade fällig waren. Am meisten hätte sie der weiße Mitropa-Expresz gelodt, der drüben auf einem Geleise stand. Aber dazu brauchte es einen Paß und den

hatte sie nun wirklich zu Hause liegen lassen. Es war ja dumm, daß ihr gerade einfiel, daß sie mit diesem Paß eben erst eine Wienerreise mit ihrem Manne gemacht hatte, denn das gab ihr nun einen Stich ins Herz. Aber also der Mitropa-Zug konnte es nicht sein! Gut, so war es der Engadin-Expresz. Der sah beinahe ebenso feudal aus und er wimmelte von Engländern, Holländern und Amerikanern, und sie lechzte danach, auch eine andere Sprache zu hören als die ihres Mannes. Sie löste ein Billet am Schalter und warf sich in die Polster und fünf Minuten danach zog die Lokomotive an.

Als sie am Walensee entlang fuhren, mußte sie zu dem kleinen Bergnest hinaufgucken, wo sie mit ihrem Manne zwei Wochen Vorsommerferien zugebracht hatte. Dumm, daß man gerade hier vorbeifuhr! Wie war das doch angegangen letzte Nacht? Sie konnte einfach nicht schlafen, wenn er so lange nicht heimkam. Er hatte ja wohl eine Menge Verpflichtungen in seiner neuen Stellung und sie hatte auch gar nichts gegen die vielen Bankette und Herrenabende und politischen Versammlungen, an denen er zu sprechen hatte. Nein, im Prinzip hatte sie nichts dagegen. Aber er mußte begreifen, daß sie dann nicht schlafen konnte, wenn er nicht da war. Das war doch ein Beweis von Liebe wie etwa die Eifersucht oder so etwas. Statt dessen hatte er in der vergangenen Nacht gesagt, er komme sich vor wie ein Schlachtschwein, dem der Metzger das Seil um das

Bein gewunden habe; es ziehe ihn immer etwas nach rückwärts und er könne sich an einem solchen Abend nie rückhaltlos geben und es müsse mit solchen Hemmungen einmal ein Ende nehmen. Man stelle sich nur vor: Wie ein Schlachtschwein! Noch nie hatte er in den achtzehn Monaten ihrer Ehe einen solchen Ausdruck gebraucht. Daß er ihn überhaupt brauchen konnte, das war ein Beweis, daß seine sogenannte gute Erziehung bloßer Firnis war. Aber daran wollte sie jetzt nicht denken und der Zug war ja auch schon an dem versteckten Kurort vorbeigesauft, wo es zu zweien so reizend gewesen war.

Natürlich war es bei jenem einen Ausdruck nicht geblieben, auch auf ihrer Seite nicht, und jetzt sah sie also im Zug und etwa von St. Moritz aus wollte sie ihm dann ihren Rechtsanwalt schicken. Gott im Himmel, man konnte sich so etwas leisten, wenn man ein bißchen nett aussah und wenn im Hintergrund ein Vater mit einer Fabrik ein bißchen viel Geld verdiente, dessen einzige Erbin man sein würde. Damit verdarb sie sich ihre Zukunft nicht, im Gegenteil! Einer der Herren ihr gegenüber sah sie sehr interessiert an. Schwarz stand ihr ganz vorzüglich und wenn sie einmal eine geschiedene Frau war, so würde so ein distinguiertes Fluidum sie umgeben, daß — — —

Aber nein, das war ja kindisch, was sie da dachte, aus irgend einem mondänen Roman zusammengelesen. Es verhielt sich ja ganz anders! Sie lebte jetzt einfach ihr Schicksal und das hatte eine tief tragische Note. Es stand ihr Schweres bevor, und eine Träne stahl sich ihr in den Augenwinkel. Aber wenn sie ihr Selbst und ihre Persönlichkeit behaupten wollte, so mußte sie durchhalten, und wenn sie dann auch von ihm getrennt war, gerichtlich getrennt, wenn sie seine Achtung wieder gewonnen hatte, so hatte sie dann eben doch seine Achtung gewonnen, und seine Reue würde ihr eine Rechtfertigung sein, usw. — — —

In Chur stieg sie aus. Eigentlich war sie ans Alleinreisen gar nicht mehr recht gewöhnt. Aber um einen Begleiter zu haben, froh man nicht zu Kreuze. Das wollte sie sich immer wieder sagen. Der Julier-Autocar stand gerade bei der Post bereit und sie konnte ganz ebensogut einen Fahrchein lösen wie ein Mann, d. h. wie ihr Mann. Die Fahrt würde ihr gut tun und sie könnte in der reinen Bergeshöhe ihre Gedanken ordnen, um dann unverzüglich die nötigen Schritte zu tun. Zuerst würde sie ihren Eltern despizieren und dann — — In diesem Augenblick bemerkte sie, daß der Herr aus dem Zug hinter ihr ebenfalls eine Fahrkarte gelöst hatte. Nun ja, sie war gewiß nicht die einzige, die über den Julier reisen wollte. Man brauchte sich übrigens um seine Fahrtgenossen nicht zu kümmern, sondern man konnte die Landschaft betrachten oder sich in die Ecke lehnen und die Augen schließen, als schliefe man. Sie zog dazu ihren einen Handschuh aus und legte die Hand aufs Knie, daß der Chering recht augenfällig zur Geltung kam. Es sollte doch niemand glauben, sie wäre hertenloses Gut, das auf Abenteuer in der Welt herumreiste. Ja richtig, und man behielt den Chering ja auch, wenn man sich schied. Das war doch recht angenehm. Wenigstens meinte sie, so etwas gehört zu haben. Es war auch nur recht und billig, denn man war dann nicht mehr nur ein junges Mädchen, sondern eine richtige Frau, die ihre Erlebnisse und Erfahrungen hinter sich hatte und das würde

eben der Ring dokumentieren. Eine recht interessante Frage! Es wunderte sie, wie der Jurist dann darüber denken würde.

Indessen stiegen auf der Lenzerheide alle Reisenden bis auf den einen aus. Das war doch recht sonderbar und sah schon beinahe wieder schicksalhaft aus. Wenn sie mit ihrem Manne gereist war, hatte sie bei weitem nicht über so viele schwerwiegende Fragen nachdenken müssen, sondern sie hatte sich einfach dem Vergnügen hingegeben. Dumm, daß sie schon wieder bei ihrem Manne angelangt war. Sie wollte ja nicht rückwärts denken, sondern vorwärts. Es war jetzt gerade, als sei sie das Schlachtschwein, an dessen Bein der Metzger sein Seil gebunden hatte, und der Metzger war — — — Wenn sie nicht achtzehn Monate mit ihrem Manne zusammengelebt hätte, so wären ihr jetzt inmitten der strahlenden Heide nicht solche ungezogene Ausdrücke gekommen. Dazu war sie zu gut erzogen. Sie würde seine Spuren wohl auf ewig mit sich tragen. Sie konnte nichts dafür: Wieder sah ihr eine Träne in einem der Augenwinkel.

Der Mann ihr gegenüber startete diese Träne an, als hätte er den kostbarsten Diamanten auf den Feldern von Transvaal entdeckt und ein kleines, sonderbares Lächeln spielte um seine Lippen. Die junge Frau hatte in der Schule ein bißchen englisch gelernt und später einen Englischzirkel besucht, sodaß sie ihn verstand, als er sie an der nächsten Haltestelle zu einem Tee mit Cherry Brandy einlud. Es war wohl einer der verrückten Kerle, die, der amerikanischen Prohibition entflohen, jede Gelegenheit benützen, um in Europa dem drüben verbotenen Laster zu fröhnen. Tee mit Cherry Brandy trank eine Dame der guten Gesellschaft nicht, wenigstens nicht zu dieser Sommerglut, höchstens einmal an einem vergnügten Abend im Winter, wenn die letzten Gäste am Aufbrechen waren und man nicht mehr recht wußte, was man sich noch zuführen sollte. Ach ja, das war doch letzten Winter einmal vergnüglich gewesen, dem ersten Winter, da sie mit ihrem Manne Gesellschafts-abende gab — — —

Unsinn! Sie wollte vorwärts denken und nicht hinter sich. Deswegen nahm sie natürlich die Einladung des Amerikaners doch nicht an. Das hätte gerade noch gefehlt. So viel verstand sie von der Juristerei auch, daß sie wußte, ein solches Gebaren hätte dem Gegenanwalt Waffen in die Hand gegeben, und sie wollte rein dastehen, sodaß man sah, der Fehler lag wirklich ganz auf Seiten ihres Mannes.

In Tiefenkastel wollten ein paar Dienstklassene die Gelegenheit, im Wehrkleid zum halben Preise eine Alpenfahrt machen zu können, benutzen und stürzten sich lärmend in den Wagen. Die junge Frau sah ängstlich wie ein schüchternes Mädchen aus und rückte in ihre Ecke. Das war den wilden Füllen, die eben erst der Hitze und dem Zwang entflohen waren, gerade recht und sie fingen an, ihr sachte auf den Leib zu rüden. Da tat sie in ihrer Verzweiflung so, als gehörte sie zu dem Amerikaner und fing mit ihm an zu plaudern. Er bot den jungen Leuten für ihre unerwartete Hilfe dicke teure Zigarren an, sodaß die jungen Helden ritterlich wieder abrückten und die beiden, welche englisch sprachen, respektvoll anstarrten.

Es war jetzt ganz unvermeidlich, daß sie mit dem Amerikaner an der nächsten Haltestelle ausstieg, sonst hätten die jungen Kerle gemerkt, daß sie nicht zusammengehörten und hätten sie wieder belästigt, weil sie dann ja wohl heraus-

gefunden hätten, daß man sie eben belästigen durfte, usw. Die Schlußfolgerungen gingen schön im Kreis herum und bißen einander in den Schwanz und in ihrem Kopf wirbelte es wie von feurigen Rädern, die sich rundum drehten und die man gar nicht aufhalten konnte. Es war ihr wenigstens so, als sie nach zwanzig Minuten wieder einstieg, denn der Amerikaner hatte auf seinem Tee mit Cherry Brandy bestanden und es war jetzt Hochsommer. Die Anie zitterten ihr und er faßte sie am Arm, um ihr hinaufzuhelfen, wobei er ganz sacht ihren Ellenbogen an sich preßte. Ihre Arme waren wie Blei. Sie empfand nichts und wußte doch, daß etwas mit ihr vorging, das nicht recht war und das ihr Mann nicht wissen durfte. Nebel schwammen ihr vor den Augen, trotzdem der Himmel wie eine blauschimmernde Glode auf dem Rand der Erde ruhte. Hinter diesem Nebel hatte sie einmal einen Mann belesen und der hatte auch hie und da ihren Ellbogen zärtlich an sich gepreßt, wenn sie zusammen ausgingen, und das war dann so schön gewesen, daß sie ihn strahlend angeblickt hatte. Aber das war jetzt lange her, war eben hinter diesem merkwürdigen Nebel. Sie wußte auch gar nicht, was sie zu dem Manne sagte, der sich so vertraulich vorbeugte. Es kam ihr nur so vor, als könnte sie merkwürdig gut englisch, wie es sonst in ihrem Englischfränzchen durchaus nicht der Fall gewesen war. Es lief ihr nur so vom Munde. In Campfer sagte er, sie wollten aussteigen und die letzte Strecke zu Fuß machen. Sie wollte eigentlich nicht. Aber wenn sie sich wehrte, so merkten die Soldaten, daß etwas nicht recht war und so gab sie dem Drängen des Fremden nach. Es stand ein Hotel am Weg und sie hörte hinter dem Nebel hervor, daß er Zimmer bestellte, obwohl sie ja nach St. Moritz wollte und bloß eingewilligt hatte, hier ein Mineralwasser gegen die Hitze zu trinken.

Das sonderbare Mineralwasser rann ihr wie Feuer durch den Hals, als sie durstig ein paar Schlücke hinuntergoß. Ihre Knie zitterten noch mehr und sie griff mit der Hand heimlich rückwärts nach der Lehne. Aber auf einmal zerriß durch das Uebermaß der Nebel vor ihr und obwohl sie nicht die Kraft hatte, aufzustehen, lagen Himmel und Erde plötzlich wieder klar vor ihr. Etwas Eisigkaltes troch ihr zum Herzen, welches rasend klopfte. Und dieses Eisigkalte bewirkte, daß sie auch wieder denken konnte, sogar sehr klar denken. Sogar an das Schicksal denken konnte sie! Sie hatte ja immer ein bißchen eine philosophische Ader belesen. Also da war der Amerikaner gekommen und der mußte sie in eine schreckliche Gefahr bringen, denn er hatte schon die Zimmer für sie beide bestellt. O ja, das hatte er! Sie erinnerte sich, es hinter dem Nebel gehört zu haben. Aber dann vergriff er sich in der Dosis. Obwohl er sie wahrscheinlich fast mit Alkohol vergiftet, daß sie nicht mehr stehen konnte und dies rasende Herzklopfen bekommen hatte, so hatte doch die zweite Dosis irgendwie die erste wieder aufgehoben, wenigstens in der Wirkung auf ihr Hirn. Sie verstand nichts von Medizin und konnte es sich nicht recht erklären. Aber es sollte ja solche Sachen geben. Und das hatte er machen müssen, daß sie nicht in der Gefahr unterging. Und jetzt mußte sie dasitzen und über alles nachdenken und das war eine furchtbar lange Kette von Gedanken und immer kam etwas von Schicksal darin vor. Ein bißchen kraus war die ganze Gedankenkette

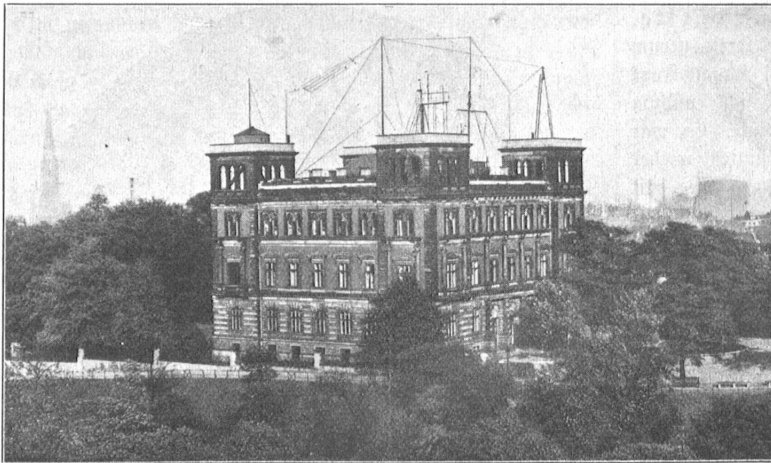


Frühling am Chunersee.

schon. Da war sie ein Metzger, der ein nettes Schlachtschwein an einem seiner Beine gefesselt hielt, und weil sie so grausam war, kam ein Amerikaner und schüttete ihr einen feurigen Trank ein und dann ließ sie das hübsche Schweinchen los und dann goß ihr der Fremde nochmals etwas Feuriges ein und jetzt mußte sie so schnell sie konnte dem entflohenen Schwein wieder nachrennen, obwohl sie gar nicht aufstehen konnte.

Der Nebel, der wieder vor ihr aufgestiegen war, zerriß von neuem und sie sagte zu dem aufwartenden Mädchen, es solle einen Wagen nach St. Moritz bestellen. Im Auto sei ihr unwohl geworden und dieser Herr habe die Freundlichkeit gehabt, sie hierher zu führen und etwas für sie zu bestellen. Aber offenbar sei ein Vikör nicht das richtige Heilmittel, denn es habe ihr nur noch übler gemacht. In St. Moritz erwarte sie aber ihr Mann und sie wolle ihn durch ihr Ausbleiben nicht ängstigen.

So viel vermochte sie auf einmal hervorzustoßen und wenn man nicht annehmen wollte, man habe eine Irre vor sich, so mußte man ihr wohl glauben. Eine Angestellte führte sie zu dem rasch herbeigerufenen Wagen und sie gab eine St. Moritzer Hoteladresse an, die sie kannte und wo der Kutscher sie abliefern sollte. Merkwürdigerweise ängstigte sie sich auf dem ganzen Wege nur darüber, es möchte dort kein Zimmer mehr frei sein und ihre Lüge käme an den Tag. Aber das Schicksal mußte ihr doch wirklich günstig gesinnt sein, denn es war noch ein Zimmer



Deutsche Seewarte in Hamburg.

frei und sie schloß dort bis zum andern Mittag. Dann legte sie sich in einen Zug, der talwärts führte.

Ihr Mann saß in seinem Arbeitszimmer und stöberte in Papieren, als sie heim kam. Sie legte ihm etwas beschämt den Arm um den Hals und sagte sehr vernünftig: „Ich mußte nach unserm Streit einfach weggehn, um wieder zur Besinnung zu kommen. Weißt du, ich war so erregt, daß ich an deiner Liebe zweifelte, und so bin ich ein bißchen in die Berge gefahren. Das hat mir gut getan, denn wir haben einander nun einmal gern, wenn es auch manchmal nicht so scheint. Oder ist es nicht so?“

Er zog sie auf seine Knie. Aber er konnte sich's nicht versagen, ein ganz klein wenig zu lächeln. Doch sie bezwang sich, wenn sie auch gerne aufgefahren wäre über dem Gedanken, daß er ihr vielleicht nicht ganz glaubte. Den kleinen Triumph wollte sie ihm immerhin lassen.

Ein Besuch auf der Deutschen Seewarte.

„Achtung! Achtung! Wir geben Ihnen genaue Zeit. Es ist jetzt . . .“ Wer hört nicht täglich diese Ansage in allen Rundfunksendern, wer stellt nicht seine Uhr danach? Und woher hat der Rundfunk die genaue Zeit? Seine Uhr ist auch nicht besser und präziser denn andere. „Von Nauen“, wird man sagen. Stimmt! Das Zeitzeichen kommt von Nauen. Aber woher weiß Nauen die genaue Zeit? Sie wird ihm von der Deutschen Seewarte alle zwölf Stunden gefunkt. Hier wird unsere Zeit „gemacht“.

Zwar gibt es viele Sternwarten in Deutschland, die sich ihre Zeit „selbst machen“, aber sie benutzen sie nur für ihren eigenen Betrieb, schon weil sie nicht die Apparate haben, sie „abzugeben“ oder zu „verkaufen“. Die hat nur die Seewarte und so kommt es, daß wir praktisch alle unsere Zeitmesser nach den Angaben der Deutschen Seewarte in Hamburg stellen.

„Wir haben im vorigen Jahr die Zeit mit fünf Hundertstel Sekunden genau angegeben. Wir hoffen in diesem Jahr das noch verbessern zu können und auf eine Genauigkeit von vier Hundertstel Sekunden zu kommen“, sagt Dr. Repsold, der Leiter der Astronomischen Abteilung, der einer alten Hamburger Astronomenfamilie entstammt.

Auf Grund von durchschnittlich siebenzig bis achtzig eigenen Beobachtungen im Jahr wird hier die Zeit mit komplizierten Apparaten aus den Sternen gemessen und im Keller aufbewahrt. Wie in Paris in einem Keller das Armeter liegt,

so wird im Uhrenkeller der Seewarte die Uhrzeit aufbewahrt. Außerordentlich fein gearbeitete Präzisionswerke sind im Uhrenkeller luftdicht, erschütterungsfrei, auf in die Erde gemauerten Sockeln isoliert aufgestellt. Vier Hauptuhren sind das, die nach jeder Beobachtung auf Einhundertstel Sekunde genau verglichen werden. Von hier aus wird um ein und um dreizehn Uhr das Zeitzeichen nach Nauen, das wir alle kennen, „ferngetastet“.

Ein paar Zimmer weiter sitzt auf der Deutschen Seewarte Dr. Seilkopf, ein Meteorologe, den alle Flieger kennen. Er leitet die Abteilung „Flugwetterdienst und Seeflugreferat“. Er ist der Berater aller Ozeanflieger. Seit 1922 hat die Deutsche Seewarte zur Vorbereitung des transatlantischen Flugverkehrs 13 Forschungsfahrten zu Schiff über den Ozean unternommen und Höhenluftmessungen vorgenommen. Sechs große Ozeandampfer machen jetzt ständig Höhenluftmessungen und funken ihre Ergebnisse an die Seewarte. Um auch an Ort und Stelle die Verhältnisse zu studieren, hat der Leiter dieser Abteilung die Weltfahrt des Zeppelins, die Orientfahrt und die erste und dritte Brasilienfahrt selbst mitgemacht.

Jedes Ozeanluftfahrzeug bekommt von der Seewarte eine genaue Wetterkarte und regelmäßige Voraussagen über das zu durchfliegende Gebiet. Von hier aus wurde Gronau bei seinem Amerikaflug beraten, von hier hat man im letzten Jahr dem Zeppelin für seine Mittelmeer-Ägyptenfahrt, für seine Islandfahrt, die Arktisfahrt und die drei Brasilienfahrten gefunkt, wie die Luftverhältnisse der Gebiete sind, die er durchfliegen wird. Hier hat man vom Januar bis zum Juni dem „Do. X“ wichtige Hilfe geleistet. Außer diesen gelegentlichen Ozeanflugwetterdiensten holen sich hier ständig die Katapultflugzeuge der Luftkanja und die Postflugzeuge der Luftkanja auf der Strecke Cadix-Las Palmas, die versuchsweise bis Gambia ausgedehnt wurden, die für sie so außerordentlich wichtigen Wetternachrichten. Umfangreicher natürlich noch als diese Stelle ist die Arbeit der meteorologischen Abteilung, an der alle Schiffe interessiert sind.

Hier werden alle Nachrichten über das Seewetter gesammelt und die Wettertelegramme und Wetterkarten ausgegeben. Seit einigen Wochen ist die Seewarte nicht nur die Sammelstelle aller deutschen, sondern aller mitteleuropäischen Wetterbeobachtungen, denn seitdem melden auch Norwegen, Dänemark, Schweden, Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Polen, Oesterreich, Ungarn, die Tschechoslowakei und Südslavien täglich ihre Beobachtungen und der gesamte Mitteleuropabericht wird von der Seewarte aus gefunkt. Besonders eingehend sind die Seewetterdienste für die Nord- und Ostsee, einschließlich der Flußmündungen bis zu den Häfen und für den nordatlantischen Ozean. Außer den etwa sechshundert Ortsmeldungen aus Mitteleuropa kommen über die Funkstation Norddeich die Berichte von sechzig Meldeschiffen, darunter den Feuer Schiffen, alles wird in eine Arbeitskarte eingetragen und danach die Wetterkarte gezeichnet. Morgens und abends gehen dann die für vierundzwanzig Stunden berechneten Vorhersagen, teils telephonisch, teils funktelegraphisch heraus, werden durch den Hochseerundfunk verbreitet, an den Häfen angeschlagen und den vielen Privaten und Gesellschaften mitgeteilt, die von der Seewarte das Wetter „beziehen“. Besonders ausführlich sind die Meldungen für die Fischereifahrzeuge in der Nordsee bis nach Island, da für diese nicht nur die eigene Sicherheit vom Wetter abhängt, sondern auch die Möglichkeiten und Ergebnisse ihres Fangs. Im Winter kommt dazu